

EGYD GSTÄTTNER

Mein Leben als Hofnarr

ES IST VERDAMMT HART.
EGYD GSTÄTTNER ZU SEIN

PICUS VERLAG WIEN

Jedes Einzelne, wenn es nur recht betrachtet wird, vertritt seine Gattung. Unter allen Gegenständen ist keiner so sehr uns zur Betrachtung nahe gelegt, als unser eigener Lebenslauf. Daher ist es wohlgethan, ja ganz nothwendig, sein eignes Leben, soweit es abgethan in der Vergangenheit vorliegt, häufig zu überdenken, jeden Theil desselben von allen Seiten zu betrachten, nicht nur jede Begebenheit, sondern auch jede Stimmung und Ansicht, die man dabei gehabt, zurückzurufen, längst abgethane Vorgänge nun mit ganz anderen Augen wieder zu betrachten, das Urtheil der Vergangenheit mit dem der Gegenwart zu vergleichen, den Vorsatz und das Streben mit dem Erfolg und der Befriedigung. Das ist das Repetiren des Privatissimum's, als welches jedes individuelle Leben zu betrachten ist. Nur durch solche Ruminatio seiner Vergangenheit wird man aus seinem Leben allen Gehalt so ganz ausziehen wie die Berghütte den aus den Erz-Stufen zieht, und dann wird uns das eigne Leben das Wesen alles Lebens verstehen lehren, die Gattung vertretend.

ARTHUR SCHOPENHAUER
Die Welt als Wille und Vorstellung

Auf der Heimfahrt, den Kirchturm von St. Egyd im Blick, habe ich gedacht: Sollte ich entgegen meiner ursprünglichen Absicht, diese geheimen Aufzeichnungen mein Leben, mein Werk, mein Land, meine Stadt betreffend nur für mich zu machen, doch eines fernen Tages eine Veröffentlichung anstreben, dann müsste ich der Publikation folgendes Vorwort voranstellen:

Dieser Roman ist ein Roman. Also genau genommen ein Tagebuchroman. Also genau genommen ein Tagebuch. Aber das darf man unter gar keinen Umständen sagen. Schriftwerke über zweihundert Seiten sind Romane, sonst verkaufen sie sich nicht, das ist ein unumstößliches Gesetz. Natürlich sind einige der besten Romane Briefromane oder Tagebuchromane, also Briefsammlungen oder Tagebücher, und ob sie *erfunden* oder *gefunden*, das heißt real und echt sind, wenn kümmert das? Wahr müssen sie sein. Ein Beispiel müssen sie geben. Und im Heterogenen spiegelt sich das Authentische. Man darf nicht gleich einen Bauplan erkennen können, wenn es keinen gibt. Jede Ähnlichkeit mit real existierenden Personen ist selbstverständlich! Das genaue Gegenteil von »rein zufällig und unbeabsichtigt«. Niemand schreibt ein Tagebuch, in dem die Ähnlichkeit mit den Menschen seiner Umgebung rein zufällig ist! Von Ähnlichkeit kann gar keine Rede sein: Ich bilde sie genau so ab, wie ich sie sehe, wahrnehme, empfinde! Von Identität kann man nur deswegen nicht sprechen, weil Literatur und Leben zwei verschiedene Medien sind. Natürlich könnte jede einzelne dieser Tagebuchromanfiguren, die ich bei ihrem richtigen Namen nenne, auf ihre Persönlichkeitsrechte pochen und Klage gegen mich einbringen. Sollen sie nur! Alle! Jeder Jurist und

jeder Germanist weiß, dass das nur mir nützt! Klagen Sie ohne Weiteres, Betroffene! Die interessantesten Romane spielen im Gericht! Work in Prozess! Zwölf Geschworene? Zwölf Millionen hätte ich gern! Nein, nein, wenn diese Figuren, sofern noch am Leben, halbwegs bei Verstand und bei Trost sind, schweigen sie dieses Buch tot, so wie sie alle meine Bücher totgeschwiegen haben – in der irrigen Meinung, bloß weil sie es totschweigen, würde es nicht gelesen; in der irrigen Meinung, bloß weil sie es nicht lesen, existiere es nicht.

Jedenfalls ist dieser Roman ein Roman. Die Frage ist: Will ich mich auf das Politische konzentrieren oder lieber aufs Private? Als ich das abgelaufene Jahr nachgelesen habe, musste ich zu meiner Verwunderung feststellen, dass ich viel weniger politisch geschrieben habe als selbst vermutet: Die meisten Eckdaten des politischen Lebens habe ich nicht nur nicht kommentiert, sondern nicht einmal erwähnt. Ich kann mich nur an Ekel erinnern. Pornografische Stellen werde ich streichen, umbauen oder abmildern: Erstens sind die privat, zweitens hebe ich mir die für postum auf. Außerdem mache ich mich auf diese Weise gleich interessant. Man sollte schließlich auch noch einen Nachlass hinterlassen, der ein letztes Mal alle schockiert und »ein völlig neues Bild« zeichnet. Mal sehen.

So werde ich also starten. So oder so ähnlich.



(1. Jänner 2007) Noch fünf Jahre, vier Monate und vierundzwanzig Tage bis zu meinem fünfzigsten Geburtstag. An diesem fünfzigsten Geburtstag werde ich aus dem Fenster springen. Damit mir das gelingt, muss ich bis dahin aber gut auf mich aufpassen. Jetzt habe ich einmal das Jahr wechseln müssen. War schwer.

Gestern: Silvesterstimmung auf dem Alten Platz: Eine Indianerband macht auf ethno. Die Italiener shoppen, die Slowaken betteln. In den Auslagen der Geschäfte die neuesten technischen Geräte: außerhalb meines Lebens. Nicht weil ich sie mir nicht leisten könnte. Weil ich sie nicht einmal in Betrieb nehmen, bedienen könnte und auch keine Ahnung habe, wozu sie gut sind. Mit vierundvierzig kann man schon ganz schön neben dem Leben stehen. Aber ich bin ja immer schon neben dem Leben gestanden. Das Leben hat sich grundlegend geändert – und ich stehe immer noch daneben. Das ist – wenigstens bis auf Weiteres – der Vorteil von Kleidergeschäften und Boutiquen: Man kann für Kleider – wenigstens bis auf Weiteres – nicht zu dumm sein. Wenn man als Kind einmal gelernt hat, sich anzuziehen, bleibt einem diese Fähigkeit für das ganze weitere Leben.

Der letzte Briefkasten ist weg! Einfach aus der Hausfront herausgerissen. Kein Vandalenakt, ein Update. Nach der öffentlichen Uhr, der öffentlichen Telefonzelle, der öffentlichen Abfallinsel ist auch der letzte Ort öffentlicher Gemeinsamkeit Vergangenheit geworden und verschwunden. Das Abseits weitet sich aus. Mein Abseits jedenfalls.

Silvesterabend und Jahreswechsel bei Wittgensteinwolff in seinem Landhaus in Kuhdorf. Erster Versuch eines zaghaften Winters. Ist das noch Raureif oder schon Schnee? Endlich wieder einmal den Donauwalzer vermieden: Gleich die erste Regel eines neuen Jahres friedlich gebrochen: Heureka! (Auf Finnisch bedeutet heureka juhu!) Zu Mitternacht sind wir auf die Straße hinaus, haben in den Auto-CD-Player M. A. Numminen eingelegt, der Wittgensteins *Tractatus* vertont hat und singt, anstelle des Donauwalzers grölen wir »Die Welt ist alles, was der Fall ist« und tanzen den Wovon-man-nicht-sprechen-kann-darüber-muss-man-schweigen-Tango.

Wieder im Haus dreht Wittgensteinwolff ohne Grund das Radio an, und die erste Meldung des neuen Jahres lautet: In der Silvesternacht ist ganz plötzlich die Innenministerin an den Folgen eines Aorta-Risses gestorben. Auch sie hat also diesmal – anders als ihre Untertanen – keinen Donauwalzer getanzt. Sie ist – wie Unamuno – im Notarztwagen gestorben, als ringsum schon Freudenraketen, Feuerwerke gezündet wurden.

Diese Nachricht habe ich gerade gebraucht! So wie alle anderen Nachrichten. Tags darauf legt die Zeitung (legen alle Zeitungen) ihrer Neujahrsausgabe eine Seite aus dem Medizinlexikon bei: schöne Skizze des Herzens (der Ministerin?) mit allen Arterien und Venenwegen und genauester Beschreibung des ministeriellen Krankheitsverlaufs und ministeriellen Todes. Natürlich soll man von anderen auf sich schließen! Auch ich habe ein Herz! Auch ich habe eine Aorta! Auch meine könnte jederzeit reißen, jederzeit platzen ... Wenigstens bin ich schon jetzt auch nicht nur annähernd so gesund, wie die Ministerin bis wenige Stunden vor ihrem Tod war.

Zwei Tage nach ihrem Tod schon das erste große Exklusivinterview mit ihrem Gatten über »sein Leben nach ihrem Tod«: Wie gesund sie war, wie sie an allen Ecken und Enden fehlt.

Sobald ich es mir leisten kann: alle Abos kündigen, alle Zeitungen wegwerfen! Nie wieder in eine hineinschauen! Alle Medien meiden wie die Pest! Aber das wäre eine Art Selbstmord.

Bei meinem Nachbarn Erik Alex Widner getroffen. Der hat mir sein neues Buch in die Hand gedrückt, das noch gar nicht auf dem Markt ist. Alex lebt jetzt seit über einem Jahr in New York in einem Haus mit lauter russischen Juden. Juden können einem auch auf die Nerven gehen, sagt er, wenn das Flugzeug nicht starten kann, bloß weil fünfzehn Juden wegen irgendwelcher religiöser Vorschriften eine Stunde lang keinen geeigneten

Sitzplatz finden – und sich immer wieder umsetzen müssen. Seine Sätze: »Menschen sind scheußlich in der Mehrheit.« Und zur Todesstrafe: »Ich habe viel Verständnis für Rache.«

Neue Regierung. Irgendwelche lächerlichen und unerheblichen Figuren, wie gehabt. Außerdem maximal paradox positioniert. Werde sie nicht auswendig lernen. Kein Thema.

Den *Carlo Michelstaedter* zum Buchbinder getragen. Ist mir also doch noch eine Frucht gewachsen! Aber jetzt dauert es noch einmal zwei Jahre, bis Marmelade daraus geworden ist. Urplötzlich wieder das Gefühl, als stürzte mir bei lebendigem Leib das Gesicht zusammen und fiel in den Kopf hinein.

Mit der Wedekind-Biografie von Günter Seehaus fertig geworden. (Eine schon ziemlich staubige Angelegenheit!) Ein wichtiger Gedanke zum Hofnarrentum: Dem Narren ist nur Detailkritik erlaubt (für die liebt man ihn mitunter), nie aber Grundsatzkritik. (Die kostete ihn die Existenz.)

Kein Schwein ruft mich an, keine Sau interessiert sich für mich ... Niemand braucht mich, niemand will etwas von mir, und genau genommen will ich auch nichts mehr geben. Ich kann es mir nur nicht leisten. Gähnende Leere im Postfach, gähnende Leere im Outlook Express, Stille rund um das Telefon.

Längst ist die Schlussredaktion für ein neues Buch für heuer verabredet. Aber jetzt schweigt der Verleger über eine Woche. Eigentlich ist er gar nicht der Verleger, sondern der Chefflektor eines Verlags, von dem sich schwer sagen lässt, wer wirklich der Verleger ist, nachdem der alte Verleger Rainer Lendl mit Jahresende in Pension gegangen ist. Auf meine Urgenz hin erklärt

David Axmann sein Schweigen mit »wie soll ich es unverfänglich genug sagen? – internen Problemen, die hoffentlich noch in diesem Monat gelöst werden können. Von dieser erhofften Lösung hängt nämlich sehr viel, wo nicht gar alles ab. Deutlicher kann und will ich jetzt nicht werden. Jedenfalls verspreche ich Ihnen, mich nach erfolgter Lösung sofort zu melden.«

Wie oft war ich in meinem Leben schon in einer solchen Situation! Wie oft zwischen Sein und Nichtsein! Wie oft ich solche Worte schon gehört habe! Jetzt bin ich mittelalt – fünf- undvierzig Jahre – und es ist noch immer dasselbe. Ich habe es so satt!

Ich war so unvorsichtig, in meinem Frühwerk zu stöbern und bin nun ehrlich schockiert. Nichts als Plattitüden, Nichtigkeiten, Schwachsinn. Kalauerplage, Wortwitzwüste. Vergessen! Verdrängen! Nur weg damit!

In allen Zeitungen wird dieser Tage groß Werner Schneyders siebzigster Geburtstag gefeiert – und auch ich sollte ihm gratulieren – ganz aufrichtig – hätte ich bloß nicht seine Adresse verwurstelt. Bei Gelegenheit also.

In den Zeitungen sieht man den Jubilar mit Prominenten und Mächtigen abgebildet – vom Bundespräsidenten abwärts. Und Peter Turrini ist selbstverständlich mit dabei. Einerlei. Die Zeitungen fragen sich, wie ein so kritischer Mensch doch so viele Freunde haben kann. Also, das frage ich mich auch: Ich fürchte, bei meinem siebzigsten Geburtstag – falls ich den erlebe: eher nicht – werde ich mutterseelenallein sein und mich sehr grämen. Aber in einer Prominentenmasse würde ich mich noch mehr grämen. Und grausen. So oder so schlechte Aussichten.

Die Zeitung stellt Mutmaßungen darüber an, warum Werner

Schneyder so wichtig ist und befragt dazu die Prominenten, die irgendwelche Plattitüden und Höflichkeiten vom Stapel lassen, ganz zum Schluss die wunderbare Marion Mitterhammer, mit der Schneyder gerade auf der Bühne steht. (Ach, mit der würde ich auch gern irgendwo stehen, lieber noch hinter als auf der Bühne, und lieber noch heute als in sechsundzwanzig Jahren. Aber ich sitze bloß beim Friseur. Ein prominenter Mächtiger (Banker) setzt sich nebenan und grüßt freundlich, aber das Einzige, was er wissen will, ist, »wo Frau Wegscheider geblieben« ist. Beim Herrenfriseur!!)

Wichtigkeit: Mir fällt aber auch ein, dass ich mit Werner Schneyder vor etwa drei Jahren nach einem gemeinsamen Leseabend in der Wirtschaftskammer beisammengesessen bin und lang geplaudert habe: Da ist er mir sehr verloren vorgekommen. Über Antonio Fian hat er sich geärgert, weil der ihn grundlos und grotesk angeschüttet hat. Über das Klagenfurter Musil-Institut hat er sich geärgert, wo er lesen wollte und sich angetragen hat, aber die längste Zeit nicht einmal eine Antwort bekommen hat. Über seinen Verlag hat er sich geärgert, der seine Bücher kaum noch verkaufte und auch keine neuen Bücher machen wollte. Gar kein Verlag wollte sich finden. »Ich bin am Markt«, sagte Werner damals. Das bedeutete: »Ich bin verlassen und allein.« Aber mit siebenundsechzig ist man eben nicht siebzig. Was wird in drei Jahren sein, wenn er dreiund-siebzig ist?

Abends im Stadttheater Tschechows *Onkel Vanja* im Turri-ni-Tonhof-Bühnenbild vom letzten Jahr. Pflegerls letzte Insze-nierung, vielleicht überhaupt seine letzte: Er ist schwer krank, vom Krebs gezeichnet. Vor sechs Jahren in seinem Büro ant-wortete er auf meine Frage, ob ich rauchen dürfe: »Du wirst halt vor mir sterben.«

Der letzte Tschechow wurde in Klagenfurt vor zwölf Jahren gegeben, 1995, *Drei Schwestern*. Eine der Hauptrollen, wenn auch freilich keine der drei Schwestern, hatte Toni Böhm. Er hat mir Premierenkarten besorgt, und bei der Premierenfeier (im Michelangelo) haben wir über *Schopenhauer* gesprochen, den er der Emmy Werner ans Herz gelegt hatte. Ein halbes Jahr später fand die Premiere im Volkstheater in Wien statt – auch wenn nicht Toni Böhm selbst, sondern Thomas Stolzetti gespielt hat. Und wie! Ein Glücksfall!

Letztes Jahr im Sommer ist Toni Böhm ganz plötzlich gestorben, in einem Hotelzimmer in Reichenau an der Rax. Tschechow und das ewige Abschiednehmen, das Abschiednehmenmüssen und Nichtabschiednehmenkönnen ... Ja, was ich eigentlich sagen wollte: Ich bin heute fast auf den Tag genauso alt, wie Tschechow war, als er starb. Das ist mehr als ein bloßes Zahlenspiel. Das heißt für einen Autor etwas. Was hat man erledigt? Was gäbe es noch zu erledigen ...

(29. Jänner) Endlich, endlich hat David Axmann angerufen: Es geht also doch weiter, jedenfalls mit mir, dem »Einser-Autor« des Verlags. Prosaband im Herbst wie ausgemacht. Aber eben sparen, wo es nur geht. Eigentlich wollte man den Verlag zudrehen, gemeinsam mit der Pensionierung von Lendl.

(31. Jänner) In der Nacht hat mein Kind vierzig Grad Fieber. Ira ist neun. Das Fieber lässt sich nicht senken. Besteht Lebensgefahr? Selbsttötungsgedanken. Unangenehm, noch immer keinen Revolver zu haben. Eine Szene schreiben, wie Sándor Márai zur Polizei geht und Schießunterricht nehmen will. Wo genau setze ich an, Herr Inspektor?

Wie viele Tabletten braucht man zum Whisky? Reicht eine Packung Xanor? Würde das funktionieren? Und wie nimmt

man den Tod ein? Zuerst den Whisky, dann die Tabletten? Oder zuerst die Tabletten, dann den Whisky? Alles visualisieren! Ich stelle mir den Moment nach der Einnahme vor, den ersten Augenblick der Endgültigkeit: Ich habe mir den Tod gegeben. Jetzt muss ich den Tod nehmen, unwiderrufflich. Wie wird es mir da gehen, wenn es kein Zurück mehr gibt? Werde ich vorbereitet sein? Gelassen? Zufrieden? Oder werden Panikattacken kommen? Gut vorbereiten! Alles durchdenken!

(7. Februar) Wieder einmal eine meiner Glossen nicht erschienen, ohne Angabe von Gründen, ohne irgendeine Erklärung. Wahrscheinlich ein Inserat. Erfolglosigkeitsdepression. Niemand ist unersetzbar. Aber selten ist jemand so ersetzbar wie ich.

(8. Februar) Erste Recherchefahrt nach Friesach, Stadtmuseumsbesichtigung und Spaziergang mit Helga Steger. Es gibt florierende und verlierende Städte. Friesach ist eine verlierende Stadt. Eines gibt es in Friesach: Mittelalter. Und in Friesach sagt man zum Mittelalter nicht *Retro-Event*, sondern wirklich Mittelalter. Es gibt das Domikinerkloster, die Petersburg, die Burgfestspiele, eine fast gänzlich erhaltene mittelalterliche Stadtmauer, einen Stadtgraben, einen Pranger. Internetzugang gibt es auch in Friesach, und wenn man in die Suchmaschine den Begriff »Pranger« eingibt – aber ich greife vor.

Durch das Internet ist Friesach an jeden anderen Ort auf der ganzen Welt angeschlossen, mit allen Menschen überall auf der Welt verbunden. Aber wenn man den PC ausschaltet, die paar Stufen hinuntersteigt und vors Haus tritt, ist man wieder in Friesach, auf dem Hauptplatz von Friesach, vor dem Metnitztalerhof, dem Friesacherhof, dem Weißen Wolf, dem

Goldenen Anker, und wenn man jemanden trifft, dann Friesacherinnen und Friesacher.

Was ich sehe, kann noch nicht alles sein. Es muss ein Dahinter geben. Ich stelle mir vor: Es gibt in dieser Stadt ein großes Geheimnis. Alle Stadtbewohner kennen es, alle wissen Bescheid. Aber niemand sagt auch nur ein Wort, schon gar nicht einem Fremden gegenüber. Wer das Geheimnis der Stadt verrät, hätte mit den allerschlimmsten Folgen zu rechnen. Niemand tut es. Niemand denkt auch bloß daran. Ein Fremder prallt gegen eine Mauer des Schweigens.

Ich möchte etwas schreiben, was hier spielt.

(11. Februar) P. H.: Achtzig Seiten Dampf (meinetwegen genauestens beobachteter Dampf), dann immerhin zwei Seiten ein ganz brauchbares Weltgericht, und danach noch einmal achtzig Seiten Dampf. Und wie schon bei einer Lektüre vor Jahren das Gefühl, die Überzeugung: Stammte er von einem unbekanntem Autor, einem Noname, einem Debütanten, kein Lektorat der Welt hätte diesen Text angenommen.

(13. Februar) Ein zehnjähriges Mädchen wird auf dem Schulweg entführt und acht Jahre in einem Keller eingesperrt. Sehr unterhaltsam. Seeehr unterhaltsam.

Ein langhaariger Sozialminister geht zum Friseur. Sehr unterhaltsam. Seeehr unterhaltsam. Showmasternder Polizist kritisiert skifahrenden Maurer. Skifahrender Maurer schlägt zurück. Sehr unterhaltsam. Seeehr unterhaltsam.

Psychisch kranke Juristin lässt drei Kinder verwaarloosen. Sehr unterhaltsam. Seeehr unterhaltsam.

Eine Erzählung, in der jedes Kapitel, vielleicht jeder Absatz mit den Worten beginnt: Es hat noch nicht geschneit. Oder:

Noch hat es nicht geschneit. Oder: Noch ist kein Schnee gefallen. Noch ist der erste Schnee nicht gefallen.

Eine Erzählung, in der jedes Kapitel, vielleicht jeder Absatz mit den Worten beginnt: Die Sonne scheint. Es ist schön. Der Himmel ist blau. (Sodass der erzählte Alltag dazwischen immer gespenstischer wird.) Die Sonne geht nicht mehr unter (so wie in der Politik, in der Werbung, in den Medien): Sie hat sich irgendwie im Himmel verheddert und kommt nicht mehr weiter.

(16. Februar) Aufgewacht, die Augen gerieben und wieder gerieben und mit dem linken Auge alles nur noch verschwommen gesehen. Schwarze Punkte im Blick. In der Augenambulanz fanden die modernsten Apparate inklusive Augenärztin keine Erklärung. Zwei Tage später war die Sicht ebenso über Nacht wiederhergestellt, drei Tage später wieder behindert. Und alles unerklärt und ohne Zutun und Ursache. Was ist Lebensführung? Was ist Medizin? Mythen ...

(17. Februar) Die zwei Tage Winterurlaub im Gitschtal hätte ich mir sparen können. Was nützt die prächtigste Winterlandschaft und das herrlichste Sonnenwetter, wenn Schnee und Eis gatschig weich sind: Auf der Gartnerkofelabfahrt stecken geblieben. Im Weißensee stecken geblieben. Seenot, Bergnot – und dann auch noch die Augennot. Bleiben im positiven Bereich nur das Beef Tatar im Lerchenhof, Wittgensteinwolfs Landhaus in Kuhdorf und ein Blick in die *Zeit*. Jede Wette, dass dieses Exemplar der *Zeit* das einzige im ganzen Bauernerholungsdorf ist. Jede Wette, dass Wittgensteinwolfs der einzige Mensch im gesamten Gitschtal ist, der sich mit der Frage beschäftigt, ob Ulrich Greiner recht mit seiner abschätzigen

Analyse bezüglich Wilhelm Genazino hat. Eine äußerst sinnlose Beschäftigung, zugegeben.

(20. Februar) Fasching. Endlich aus seiner Rolle ausbrechen, wunderbar! Die Hässlichen mögen doch endlich als Schöne gehen, die Armen als Reiche. Die Kranken mögen endlich als Gesunde gehen, die Toten als Lebende.

(23. Februar) Der Redakteur M. aus Graz hat mit den Worten »Ich habe eine schlechte und eine schlechte Nachricht für Sie. Welche wollen Sie zuerst hören?« angerufen und mich gebeten, ihm für das Wochenende einen anderen »Anpiff« zu schicken. Den über Stronach, Mateschitz und Assinger, den ich ihm geschickt habe, kann er nämlich leider nicht bringen. Gut finde er ihn schon, aber jetzt, wo sich die Zeitung nach langen Jahren und vielen Querelen mit diesen Herren arrangiert habe und man einander gut verstehe, stehe es nicht dafür ... die Herren seien nämlich sehr empfindlich und würden sich solche Kritik merken et cetera ...

Außerdem teilte mir M. in diesem Telefonat mit, dass der »Anpiff« zusammen mit der Sonntagsbeilage *Leben extra* mit Anfang März eingestellt wird. »Das hat Ihnen noch gar niemand gesagt?« Dass das Unangenehme immer an ihm hängen bleibt! »Also dann ...« Es gebe eine neue Sonntagsbeilage, mehr Serviceleistungen und so, und da habe Satire keinen Platz mehr und passe irgendwie auch nicht mehr ins Konzept ... Vielleicht findet man ja andere Verwendung für mich, der Chefredakteur wird sich melden, ist aber gerade auf Urlaub ... Wenn das keine Mordsdepression gibt!

Ein Anruf genügt und ich bin unter dem Existenzminimum. Fünfundvierzig Jahre, fünfzehn Bücher, tausend Publikationen, ein Herzinfarkt, tausend Nebenwirkungen, tausend Lei-

den – und ich stehe wieder vor dem Nichts! Das habe ich notwendig gehabt.

Wie war das früher? Da hab ich auch keine fixe Kolumne gehabt und mich trotzdem durchgeschlagen. Und gar nicht schlecht. Ja, aber ich war jünger und kräftiger, und ich hatte mir andere Einkommensquellen erschlossen, die alle ohne mein Zutun versiegt sind: Eine Literaturzeitschrift nach der anderen ist eingegangen, ein Verlag nach dem anderen. Das Radio ist ein Flächenradio geworden, macht nur noch »Geräusch« (Zitat: Der Landesdirektor) und hat die Literatur aufgegeben. Der Redakteur der *Stuttgarter Zeitung*, der mich geholt hat, hat die *Stuttgarter Zeitung* verlassen. Damit war auch ich weg. Dasselbe mit Achim Zons in der *Süddeutschen*, in der ich ein Jahrzehnt lang publiziert habe. Sein Nachfolger Alexander Gorkow nimmt noch gelegentlich Texte, aber nur alle zwei Jahre: Das ist kein Leben. Gut, was will einer, der in Klagenfurt lebt! Detto die *Furche*: Mit Klauhs, Boberski, Krassnitzer konnte man arbeiten. Mit Cornelius Hell ist alles fürchterlich mühsam und das meiste unmöglich. Alles hängt von Personen ab. Und alles zerfällt.

Seit fünfzehn Jahren hatte ich im Schnitt zwanzig Lesungen pro Jahr: Heuer ist nicht eine einzige vereinbart: Wie verhext! Wie abgerissen! Amalthea, ohnehin kein wirklich faszinierender Verlag, eine Kaiserin-Sisi-Verlautbarungsstelle, dessen Verlagsräumlichkeiten auch wie Sisi-Schlafgemächer aussehen, wo ich aber in den letzten zehn Jahren immerhin vier leidlich erfolgreiche Satirebände gemacht habe, habe ich letzten Juli ein neues Manuskript geschickt. Im Dezember hat man zuerst einen Termin mit mir verschwitzt, dann stellte sich heraus, dass das Manuskript verwurstelt war. Ich habe es noch einmal geschickt und bis heute nichts gehört. So behandelt man einen österreichischen Autor ...

Auf der Suche nach einem Umschlagmotiv für *Meine besten Niederlagen* habe ich aus Legosteinen ein Haus gebaut, auf den Dachgiebel eine Playmobilfigur als Selbstmörder gestellt und das Szenario von allen Seiten fotografiert. Aber es schaut nicht gut aus.

(24. Februar) Habe das Legohäuschen mit dem Legoselbstmördermännchen auf dem Dach gestern Abend im Wohnzimmer vergessen. Heute beschwert sich Herta. Sie will nicht, dass die Kinder so etwas sehen.

Gevatter Relaunch schlägt ja seit ein paar Jahren jedes Jahr zu. Am Anfang gab es noch »Zeit für ein Gedicht« (von Rilke und Ringelnatz, Mörike und Morgenstern, Bachmann und Wedekind und Hofmannsthal). Die »Zeit für ein Gedicht« wurde ersetzt durch die Rubrik »Moment Bitte«, eine spontane Telefonanfrage bei Prominenten, was sie gerade machen, sehen, essen et cetera, eine »Hallo wie geht's«-Geschichte also, die wiederum einem Pro- und Kontraspielchen zweier Hausredakteure weichen musste: Pro und Kontra Faschingskrapfen, Pro und Kontra Vogelhäuschenbasteln, Pro und Kontra lange Unterhosen, Pro und Kontra Ohrenschützer ...

Ich habe all das neben mir Stehende überlebt. Einmal bin ich aus Kostengründen auf die Hälfte gekürzt worden, ein anderes Mal wurde mein Porträt durch eine Karikatur von mir ersetzt. Und jetzt bin ich eben an der Opfer-Reihe.

Beim Frühstück sehe ich: Der Kulturchef der Zeitung interviewt zum zweiten Mal binnen einer Woche Armin Assinger. Diesmal rühmt er im Interview dessen »beeindruckende Lockerheit«. Tja, und da kann der Satiriker einen Tag später natürlich keine Satire schreiben, in der er sich über den beein-

druckend Lockeren lustig macht. Drei Tage später bewundert der Kulturchef der Zeitung den neuen Handke. Was für ein Begeisterungsspagat! Und genau diese unseligen Philister kommen dann bei jeder Gelegenheit ganz ungeniert mit dem unseligen Bachmannsatz daher. Wie oft sind mir solche Haltungslosigkeiten aufgestoßen in den letzten Jahren! Wie oft habe ich geschwiegen – aus Loyalität, Opportunismus, Ohnmacht. Doch: aus Ohnmacht hauptsächlich. Bezahlte Ohnmacht, zugegeben. Ist Schweigen verwerflich, wenn man weiß, dass einem, noch bevor man etwas sagen kann, der Ton abgedreht wird?

Viele sagen, was ihnen passt – aber eben ohne jede Reichweite. Reden, ohne dass einem irgendwer zuhört: Ist das nicht auch eine Art Schweigen? Die Alternative zu bezahlter Ohnmacht ist unbezahlte Ohnmacht.

(25. Februar) Ohne Xanor geschlafen: kaum und schlecht geschlafen. Zwei Träume: ein Flugzeugabsturz bei St. Veit (mit mir an Bord. Bruchlandung auf einem Sportplatz, dann Traumriss). Und der Sportreporter Peter Elsner beschwert sich über die katastrophalen Zustände bei mir daheim in der Toilette.

(26. Februar) Samo Kobenter hat angerufen und wir haben länger miteinander geplaudert. Hat gutgetan. Er hat mir von einer ganz schlimmen Kritik Michael Scharangs im *Spectrum* über Ronald Pohl erzählt, der Theaterkritiker beim *Standard* ist (wir sind vor Jahren einmal im Café Raimund gesessen) und sich jetzt als Romancier bei Droschl versucht hat. Eine Vernichtung. Eine völlige Vernichtung.

Ich hab es nachgelesen: Tatsächlich, das war die vernichtendste Kritik, die ich je gelesen habe, wenn auch – gemessen

an den Pohl'schen Originalzitate – vielleicht nicht gänzlich aus der Luft gegriffen. Aber mit so viel Schaum vorm Mund soll man nicht rezensieren. Und man muss ja wegen eines Buches nicht gleich eine ganze Stadt dem Erdboden gleichmachen. Ich stelle mir vor:

Die Nachrichten. Graz. Graz existiert nicht mehr. Niedergebommt und bis auf die Grundmauern abgebrannt Literaturhäuser und Verlagsanstalten. Zwischen vereinzelt Glutnestern die Leichenhaufen goutierend reitet im Trab zufrieden schmunzelnd und leise »Ceterum censeo« pfeifend Generaloberst Scharang und denkt sich: Jetzt kennt man mich! Jetzt hat man mich kennengelernt! Schade eigentlich, dass niemand mehr da ist ...

(28. Februar) Mein Chefredakteur hat aus dem fernen Graz angerufen, sich für sein langes Schweigen entschuldigt (man sei »Last-minute-Erotiker«; Originalzitat) und mir anstatt des »Anpiffs« eine Kolumne auf der Medienseite angeboten. Ich habe freie Hand, könne ruhig auch hintergründig sein. Was er nicht gesagt hat (das tut die Sekretärin tags darauf): Ich habe nur noch tausend Zeichen zur Verfügung, knapp die Hälfte des bisherigen. Insgesamt bin ich in den letzten drei Jahren von dreitausend auf tausend Zeichen gekürzt worden – das sind sechshundert Prozent. Tausend Zeichen, das sind bei mir drei Sätze. Welch enormen Hintergrund kann man in drei Sätzen entwickeln?

Fernsehkritiker! Ich Fernsehkritiker! Das mir! Journalist ist bekanntlich einer, der seinen Beruf verfehlt hat. Und wenn er nicht einmal Journalist, sondern bloß Schriftsteller ist, und auch innerhalb des Journalismus mangels brauchbaren Expertentums und mangels hausinterner Lobby für nichts zu verwenden ist, dann heißt das Gnadenbrot: Fernsehkritik. Zugegeben: Ich war die Erfindung des jetzigen Chefredakteurs.

Aber ich war und bin ein Fremdkörper: Ich habe das Haus, für das ich schreibe, nie gesehen, ebenso wenig auch nur einen einzigen Mitarbeiter. Ich lebte und lebe hundertfünfzig Kilometer entfernt. Und auch ein Chef wird mürbe gegen hundert Naserümpfer, die tagtäglich die Nase rümpfen.

Was habe ich getan? Gezürnt? Empört abgelehnt? I wo. Devot zugesagt. Dankbar. Denn die Alternative wäre gewesen: gar nichts. Und der Gang in die Donau. In die Mur wäre ich so oder so nicht gegangen. *Die* Genugtuung hätte ich ihnen nicht verschafft. Was jetzt erscheint, ist also nur noch die lächerliche Wortspende zur Grundsicherung eines jämmerlichen Schriftstellers.

(5. März) Beim Neurologen zwecks Vereinbarung eines Termins angerufen. Die Sprechstundenhilfe fragt, worum es denn gehe. Ich sage, dass würde ich gern dem Doktor sagen. Was mir denn fehle, fragt sie? Das würde ich eben gern vom Doktor erfahren.

Man sei ausgebucht, und man mache keine Gesprächstherapie, sagt sie. Ich will keine Gesprächstherapie, ich will eine einmalige Untersuchung. Worum es denn gehe, man werde mein Anliegen vertraulich behandeln, sagt die Frau am Telefon, deren Stimme ich zum ersten Mal höre, die ich nie gesehen habe, von der ich nicht einmal den Namen kenne.

Es ist unfassbar. Krank darf man nicht sein, wenn man einen Arzt braucht.

Ein Redakteur von den *Salzburger Nachrichten* hat sich gemeldet. Und was will er? Etwas über Kärnten. Über den Sonderfall Kärnten ...

(18. März) Ein Tag in Rovinj, genau genommen bloß ein paar Stunden und eine Übernachtung. Rovinj, das schönere Vene-

dig, *mein Venedig*, und auch fast doppelt so weit entfernt. Gerade recht für einen Sehnsuchtsort. Im *Hotel Park* auf der Terrasse sitzen, auf den Ort schauen, auf die schwimmende Inselstadt, nur ja nicht ans Schreiben denken. Nicht an mich, nicht an zu Hause, nicht an die Zeitung, nicht ans Sterben. An gar nichts. Blauer Himmel, blaues Meer, bunte Häuser, die heilige Euphemia auf der Kirchturmspitze, eine Fischplatte, eine Nusspalatschinke, ein Glas Wein, ein Zigarillo.